

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2013

Geld und Ökonomie
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2013
19. Jahrgang

Geld und Ökonomie im Vormärz

herausgegeben
von
Jutta Nickel

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2014
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1026-9
www.aisthesis.de

Holzschnitt-Illustration der russischen Übersetzung der Dorfgeschichten aus dem Jahre 1967 gezeigt (S. 284), doch bleibt diese innerhalb des Sammelbandes gänzlich unkommentiert. Dabei gibt es viele interessante Bezüge nach Russland; nicht zuletzt Auerbachs Beziehung zu Turgenjew und die Wertschätzung durch Tolstoi sind in diesem Kontext erwähnenswert. Gerade die intellektuellen Netzwerke Auerbachs zu anderen bedeutenden Autoren und Denkern des 19. Jahrhunderts bieten noch vielerlei Forschungsmöglichkeiten, wozu die Beiträge des Sammelbandes einige Ansätze liefern, so z.B. das Verhältnis zwischen Auerbach und den Völkerpsychologen oder dessen Beziehung zu Gottfried Keller. Zudem ermöglichen Auerbachs literaturtheoretische Überlegungen weitere Forschungsansätze, die hoffentlich mit der in Bälde erscheinenden Neu-Edition der Auerbach'schen Schriften zur Literatur (Berthold Auerbach: Schriften zur Literatur, hg. und mit einem Nachwort versehen von Marcus Twellmann, Göttingen 2014) zusätzliche Anregung erfahren werden.

Anna-Maria Post (Erfurt)

Bodo Morawe: Faszinosum Saint-Just. Zur programmatischen Bedeutung der Konventsrede in „Danton's Tod“ (II,7) von Georg Büchner. Bielefeld: Aisthesis 2012. / Ariane Martin/Bodo Morawe: Dichter der Immanenz. Vier Studien zu Georg Büchner. Bielefeld: Aisthesis 2013. / Daniela Bravin: Zeit und ihre Nutzung im Werk Georg Büchners. Eine Untersuchung zeitgenössischer Quellen. Bielefeld: Aisthesis 2012 / Georg Büchner und das 19. Jahrhundert. Hg. von Ariane Martin und Isabelle Stauffer (= Vormärz-Studien 22), Bielefeld: Aisthesis 2012.

In seinem Essay „Faszinosum Saint-Just“ versucht Bodo Morawe sich an einer Widerlegung der These, die Konventsrede Saint-Justs in *Danton's Tod* diene der „Denunziation des Jakobiners“ (Klappentext); diese Behauptung einer „im elfenbeinernen Turm der Germanistik gefangene[n] Forschung“ (S. 46) werde nämlich „weder dem dichterischen Text noch dem Profil des Dichters oder dem Kontext der Dichtung gerecht“ (S. 44 Fußn. 122). Die von Morawe so vehement angegriffene, „von Szondi bis zu Dedner, von Lehmann bis zu Nagel, von Poschmann bis zu Thomas Michael Mayer einhellig vertretene und immer wieder bedenkenlos fortgeschriebene Denunziationsthese“ (S. 44 Fußn. 122) besteht in der Überlegung, Saint-Justs Vergleich: „Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit um sie zu

verjüngen“ entlarve dessen politisches Programm als falsche Versprechung, da der Pelias des Mythos durch die genannte Operation eben nicht (wie von seinen Töchtern erhofft) verjüngt wird, sondern an ihr stirbt. Dies möchte Morawe entkräften, indem er behauptet, Saint-Just berufe sich eigentlich gar nicht auf den Pelias-, sondern auf den verwandten Aeson-Mythos (wo die Operation der Tötung und Verjüngung gelingt). Dieser sei in der zeitgenössischen Diskussion mit dem Pelias-Mythos „kontaminiert“ worden (S. 73) – und tatsächlich kann Morawe diese Kontamination bei Charles Nodier, der Saint-Justs Vergleich im *Dernier banquet des Girondins* in einer sehr ähnlichen Formulierung vorwegnimmt, nachweisen (S. 63f.). Anstatt sich nun aber konsequent auf diese Quelle zu stützen, referiert Morawe über zwanzig (!) Seiten seines knapp hundert Seiten umfassenden Essays, wie sich die Revolutionskritiker (Hobbes und Burke) stets auf die Peliaden und die Revolutionsbefürworter (Diderot und Forster) ebenso ausschließlich auf Aeson berufen. Wie die nur bei Nodier belegte Kontamination bereits bei diesem als „Topos“ bezeichnet werden kann (S. 70), muss so völlig rätselhaft bleiben. Dabei hätte etwas mehr Vertrauen in Nodiers Autorität Morawes Argumentation entscheidend stützen können, denn die Konventsrede weist durchaus weitere Entsprechungen zu Nodier auf, die Morawe allerdings nur beiläufig und in einem anderen Zusammenhang erwähnt (S. 85 Fußn. 217). Schwerwiegender als diese handwerklichen Mängel bei der Präsentation einer wichtigen und innovativen These wiegt Morawes Vernachlässigung des Textzusammenhangs der Konventsrede innerhalb des Dramas. Nur ein einziges Mal weitet sich der Blick des Essays auf eine Textstelle außerhalb der Konventsrede. Dies überrascht angesichts des Anspruchs, eine neue Gesamtdeutung für *Danton's Tod* vorzulegen und die vorherrschende „Auffassung [...], die das Drama als ein antijakobinisches Stück betrachtet und die hier grundsätzlich bestritten wird“ (S. 10 Fußn. 6), zu widerlegen. Morawes Vergleich der Konventsrede mit dem Dialog zwischen Danton und Julie deckt jedoch unfreiwillig die elementaren Unterschiede in der Figurenzeichnung auf: Wenn Morawe konstatiert, Dantons Äußerungen gingen „bei der Einschätzung und Begründung der Gewalt als Mittel der Revolution weit über die Konventsrede hinaus“ und dieser müsse daher „bei genauer Betrachtung [...] als der eigentliche ‚Schreckensmann‘ erscheinen“ (S. 53), ignoriert er Büchners Sympathie lenkung zugunsten seiner Titelfigur, die hier eben darauf beruht, dass Danton nicht wie Saint-Just lediglich in der öffentlichen Sprechsituation des demagogischen Verführers, sondern in einer intimen Unterhaltung als selbstkritischer Zweifler präsentiert wird und daher für den

Leser bzw. Zuschauer ein wesentlich höheres Identifikationspotenzial besitzt als Saint-Just. Morawes These überzeugt daher nur bis zu dem Punkt, wo er die Grenzlinie zur biographischen Deutung hin überschreitet; wenn er dagegen, ausgehend von der mindestens gewagten Behauptung, dass „die ganze Konventsrede die innersten politischen und sozialen Überzeugungen des Dichters zum Ausdruck bringt“ (S. 88), die Saint-Just in den Mund gelegten Worte mit privaten Äußerungen Büchners sowie zeitgenössischen politischen und philosophischen Texten (v.a. Heines) vergleicht, ohne dabei die verschiedenen Aussagemodi zu reflektieren, wird seine Argumentation aus literaturwissenschaftlicher Sicht bedenklich.

Dieses Problem klärt sich ein Stück weit, wenn Morawe zusammen mit Ariane Martin unter dem programmatisch verstandenen und im Vorwort vorbildlich definierten Titel „Dichter der Immanenz“ je eine Aufsatzfassung 2012 gehaltener Vorträge mit jeweils einer etwas längeren Abhandlung vereint. Zunächst nimmt Martin unter dem Titel „Unzucht mit Würmern“. Sexualität und Tod bei Georg Büchner“ drei wichtige Diskurse in den Blick, die *Danton's Tod* ihrer Auffassung nach den „Körperdramen“ zuordnen (S. 25): den Sexualdiskurs, dessen Zensur durch Gutzkow und spätere Herausgeber ausführlich referiert wird, den schon im Titel omnipräsenten Todesdiskurs, der in seiner Verflechtung mit dem Sexualdiskurs auf ikonographische Darstellungen des Mittelalters wie auf zeitgenössische Moralvorstellungen zurückgreife, und die soziale Frage, die Sexualität und Tod auf einen dritten Körperbereich, den des Hungers, beziehe. Martins facettenreicher Überblick über die Verwendung des Motivs in Büchners Drama stellt dabei interessante Querverweise innerhalb des Textes sowie andeutungsweise auch des Gesamtwerks her und macht plausibel, wie die gegenseitige Annäherung der eigentlichen und metaphorischen Verwendung im Sprechen über Würmer die Kreatürlichkeit des Menschen entlarvt. Wie im „Faszinosum Saint-Just“ geht es Morawe auch in seiner Studie „Die Revolution ist ein und dieselbe“. Geschichtsschreibung der Gegenwart und hybride Poetik in *Danton's Tod*“ darum, eine weitgehende Entsprechung zwischen den politischen Ansichten des empirischen Autors Georg Büchner und denen seiner Figuren Robespierre und Saint-Just nachzuweisen, während der „Sympathieträger“ Danton (S. 42) das von Büchner verabscheute konterrevolutionäre Prinzip verkörpere. Ausgehend von der Feststellung, der empirische Autor Büchner begreife in Übereinstimmung mit den „Zeitgenossen von Heine bis Burckhardt und von Laponneraye bis Tocqueville“ die eigene Zeit als Fortsetzung der unabgeschlossenen Französischen Revolution (S. 32) fasst

Morawe das Revolutionsdrama als „Geschichtsschreibung der Gegenwart“ auf (S. 29) und stellt in der Folge stringent dar, wie die Hauptfigur Danton sich durch die Einforderung von Respekt für seine Verdienste und v.a. für seinen „Namen“ zu aristokratischen Prinzipien bekenne und gegen den Republikaner Robespierre stelle (S. 32-38). Hier löst Morawe den Spagat zwischen biographischer Hintergrundinformation und philologischer Analyse überzeugender als im Saint-Just-Essay: Er betont zunächst, dass es sich bei Büchners Geschichtsdrama um ein „hybride[s] Werk“ mit „hybriden Figuren, die gleichzeitig historische Figur und Kunst-Figur sind“, und einer „hybriden Rhetorik, die die Verschmelzung des geschichtlichen Originaltons mit dem dichterisch ‚frei und groß‘ Erfundenen [...] als das Wesensmerkmal des Dramas ausweist“ (S. 40), handelt. Morawes Schlussfolgerung: „Der ‚sympathische‘ Held, der sinnliche Danton, ist in Wirklichkeit der Antiheld, der die Sache der verhassten Geldaristokratie vertritt“ (S. 42) öffnet den Blick auf eine für die Intention des Textes fundamentale Frage (die Morawe allerdings nicht ausdrücklich stellt): Will Büchner seinen Titelhelden vor den Augen des Publikums als scheinheiligen Konterrevolutionär entlarven? Oder wirbt er mit dem Identifikationsangebot Danton nicht letztlich doch um Verständnis für die gerade im deutschen Publikum so verbreiteten Empörung über den unausgesetzten Terror Robespierres? Ob Büchner nun durch seine Sympathienlenkung darauf abzielt, mit dem Titelhelden auch dem Publikum die Fähigkeit zur eingeforderten permanenten Revolution abzusprechen, oder ob das Drama umgekehrt die permanente Revolution als menschenunmögliche Forderung zu erweisen sucht – in jedem Fall ergibt sich aus Morawes Ansatz eine Perspektive, die für die Forschung fruchtbar zu machen ist. Im zweiten Teil der Aufsatzsammlung untersucht Martins ausführliche Studie „Geschlecht, Gewalt, soziale Frage. Die Volkslieder in Büchners Dramen“ zunächst die Figuren, denen Büchner Volkslieder in den Mund legt, im Hinblick auf ihr Geschlecht und ihr soziale Herkunft. Auf dieser Grundlage zeigt sie, wie eng die ursprünglichen Publikationskontexte und Textzusammenhänge der in der Regel nur bruchstückhaft zitierten Lieder mit der Handlungssequenz, in die Büchner sie integriert, verwoben sind. Besondere Bedeutung kommt dabei der Frage zu, welche Quellen Büchner welchen Figuren zuordnet, wobei Martin insbesondere zwischen der Übernahme aus der mündlichen Tradition und der aus der romantischen Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* unterscheidet. Es geht ihr dabei in erster Linie um „das Verfahren, Volkslieder so in einen sozial brisanten realistischen Handlungszusammenhang zu integrieren, dass sie sinnlich unmittelbar das

Geschehen kommentieren“ – ein Verfahren, für das Martin bestimmte Vorbilder und Vorgänger plausibel machen kann: „Dieses Verfahren war Büchner im Drama des Sturm und Drang präsent, ausdrücklich bei Lenz [...]. Beide Dramatiker, Lenz in den 1770er Jahren, Büchner in den 1830er Jahren, haben sich dabei an Shakespeare orientiert [...]“ (S. 125). In ihrer vorbildlichen Verbindung philologisch gründlicher Quellenstudien mit stets intersubjektiv nachvollziehbaren Interpretationsleistungen stellt Martins Studie einen wichtigen Beitrag zur Büchner-Forschung dar. Ebenfalls grundlegend zeichnet Morawes Abhandlung über „Philosophische Autopsie. Büchners Spinoza“ Büchners Auseinandersetzung mit dem Spinozismus seit der Schulzeit nach und kommt so zur Feststellung eines ebenso ambivalenten wie essentiellen Verhältnisses: „Büchner liest den Spinoza-Text mit Spinoza gegen Spinoza und indem er ihn gegen Spinoza liest, liest er ihn zugleich mit Spinoza über Spinoza hinaus, um immer tiefer in seinen programmatischen Subtext, den Gedanken der Immanenz, einzudringen und ihm so als Dichter-Philosoph seine epochale Sprengkraft zu geben.“ (S. 175). Dabei versucht Morawe erneut, Differenzen zwischen Äußerungen der Figuren in Büchners Dramen und denen des empirischen Autors in Briefen oder sonstigen nicht-fiktionalen Texten einzuebnen, was nicht immer überzeugend gelingt (vgl. z.B. S. 167-169) – anstatt schlicht auf den fundamentalen Unterschied des jeweiligen Wahrheitsanspruches zu verweisen. Dennoch leistet Morawe einen wichtigen Beitrag zur geistesgeschichtlichen Einordnung Büchners, indem sein Aufsatz die anfängliche These: „Kein Zweifel, Büchner ist schon als Schüler Spinozist gewesen, und er ist es sein Leben lang bis zu seinem frühen Tod geblieben“ (S. 130) mit starken Argumenten untermauert.

Anders als Morawe warnt Daniela Bravin in ihrer Monographie „Zeit und ihre Nutzung im Werk Georg Büchners. Eine Untersuchung zeitgenössischer Quellen“ vor einer Gleichsetzung der Meinungsäußerungen einzelner Figuren mit denen des empirischen Autors: „Es gehört zu den großen Leistungen Büchners, dass er Aussagen mit Grundsatzcharakter immer Figuren in den Mund legt, die durch einen Makel an ihrer Persönlichkeit oder ihrer gesellschaftlichen Stellung von vornherein nicht als der Realität entthobene, idealistische Prediger ewiger Wahrheiten taugen.“ (S. 294). Entsprechend geht Bravin von den in Büchners Briefen formulierten Vorstellungen aus und deutet diese vor der Folie der in der Schulzeit vermittelten christlichen, stoizistischen und bürgerlichen Wertvorstellungen im Bereich der individuellen Zeitgestaltung. Neben die Unterrichtsinhalte stellt Bravins positivistische Quellenstudie einige Texte Ludwig Tiecks, philosophiegeschichtliche

Darstellungen des Epikureismus und zeitgenössische Reiseberichte über die neapolitanischen Lazzaroni. Dabei kann sie manche dieser Quellentexte als Bezugspunkte der Dramen und Prosatexte Büchners nachweisen, was stellenweise zu einem vertieften Verständnis der Zeitauffassung in Büchners Werk beiträgt. Leider weist die Studie jedoch auch gravierende Mängel auf: So gibt Bravin die ausführlich untersuchten lateinischen Texte aus der Schulzeit an keiner Stelle im Original, sondern durchgängig nach Übersetzungen aus dem 20. Jahrhundert wieder. Dazu kommt eine nur sehr rudimentäre Sichtung und Diskussion der Forschungsliteratur (signifikant z.B. auf S. 158 oder 179). Vor allem aber erschöpft sich die Untersuchung häufig in ausschweifenden Paraphrasen der Quellentexte; Bravins eingestreute Erläuterungen sind dabei nicht selten von erschreckender Banalität. Das trifft leider auch auf die meisten Interpretationen der fiktionalen Texte Büchners zu; lediglich Bravins Ausführungen zur Figur des Hauptmanns aus dem *Woyzeck* (v.a. S. 163-176) verdienen eingehenderes Interesse.

Ausgehend von der im Vorwort der Herausgeberinnen Ariane Martin und Isabelle Stauffer formulierten Orientierung des Sammelbandes „Georg Büchner und das 19. Jahrhundert“ am New Historicism (S. 8) versucht Norbert Otto Eke in seinem Beitrag „Büchner und die Zeit“ Bravins Ansatz durch eine historische Perspektive zu ergänzen, wodurch es gelingt, den bei Büchners Figuren konstatierten Verlust der „Zeitsouveränität“ (S. 14) als Ausgangspunkt für Dantons resignative Haltung, Leonces Flucht in spielerischen Müßiggang oder die Sehnsucht nach starren Alltagsstrukturen beim Hauptmann aus dem *Woyzeck* nachzuweisen. In seiner historisch grundlegenden Studie „Georg Büchner und der französische Republikanismus der 1830er Jahre“ weist Bodo Morawe anhand der Briefe und dem *Hessischen Landboten* überzeugend nach, dass die „programmatischen Vorstellungen des französischen Republikanismus der 1830er Jahre [...] auch für Büchner maßgebend gewesen“ seien (S. 58). Bei der Vereinnahmung der fiktionalen Texte als ungebrochene politische Meinungsäußerungen des empirischen Autors macht Morawe es sich aber wieder einmal zu einfach, wenn er behauptet, Büchner sei „in *Danton's Tod* so kühn, so verwegen und so draufgängerisch gewesen, den beiden Jakobinern, Maximilien Robespierre und Antoine-Louis de Saint-Juste, seine eigenen Auffassungen über die Revolution, die herrschende Klasse und das Volk, aber auch über die Natur und die Geschichte in den Mund zu legen“ (S. 54), und daraus ohne Berücksichtigung der differenzierenden Darstellungsmodi der Fiktionalität, der vielstimmigen Perspektivierung des Dramas sowie der Figurenzeichnung

schlussfolgert: „Das Drama ist, wie mir scheint, nicht darauf ausgerichtet, die ‚Aporien der Revolution‘ darzustellen, und will auch nicht die ‚Handlungsräume des Einzelnen‘ ausmessen, sondern ist wesentlich als ein jakobinisch-republikanisches Palimpsest aufzufassen [...]“ (S. 54 Fußn. 89). Diesen Fallstricken entgeht Burghard Dedners Abhandlung über den „Politischen und ökonomischen Egalitarismus im *Hessischen Landboten*“ durch die Beschränkung auf einen – wenn auch literarisch überformten – nicht-fiktionalen Ausgangstext und liefert so eine überzeugende Analyse der politischen Position Büchners innerhalb des zeitgenössischen Diskurses. Dagegen wendet sich Isabelle Stauffers Untersuchung der „Galanterierezeption in Georg Büchners *Danton's Tod*“ gerade der von Morawe so sträflich vernachlässigten Figurenzeichnung zu und zeigt in ihrer differenzierenden und gut belegten Deutung der Dantonisten als Vertreter des aristokratischen Galanteriekonzepts das Schwanken der Sympathienlenkung zwischen einer „satirischen, absolutismuskritischen Tradition“ und den auch in *Danton's Tod* „bewahrt[en] [...] Spuren der Verführungskraft der Galanterie“ (S. 100). Von einem ganz im Gegensatz zur Galanterie stehenden Zitat aus dem Revolutionsdrama ausgehend vergleicht Roland Borgards in seinen Überlegungen zu „Dickhäutern bei Büchner, Kaup und Goethe“ die Rezeption zootomischer Darstellungsverfahren bei Büchner und Goethe und zieht daraus interessante Schlussfolgerungen für die Verwendung der Metapher bei dem Ersteren. Ariane Martin zeigt in ihrem Aufsatz „Georg Büchner und das Straßburger Münster“, wie der Straßburger Student und Exilant die Diskurse der Revolution, der nationalen Frage und des kosmopolitischen Weltentwurfs der Saint-Simonisten mit diesem deutsch-französischen Erinnerungsort verknüpft. Michael Otts „Georg Büchner und die Autorschaft im 19. Jahrhundert“ problematisiert die Bedeutung der Verbindung von Poesie und Publizistik im Vormärz für Büchners Auseinandersetzung mit seinem Förderer Gutzkow, die Montage-technik Büchners bei der Verarbeitung seiner Quellen und die von Gutzkow und Büchner betriebene öffentliche Inszenierung als Autor, um abschließend „Büchners Schreiben [...] als radikale Sichtbarmachung der subjekttheoretischen und diskursiven Aporien seiner Zeit“ zu deuten (S. 163). Der etwas irreführende Titel der Studie Gideon Stienings über „Büchners Schelling“, die Büchners Tennemann-Exzerpte in die zeitgenössischen Philosophiegeschichtsschreibung einordnet, erklärt sich durch die Bedeutung, die Stiening einer Annotation Büchners innerhalb der Exzerpte zuschreibt: Anhand von dessen Verweis auf Parallelen zwischen Heraklit und Schelling versucht Stiening nämlich, die Position des angehenden Dozenten zwischen

den historiographischen und systemphilosophischen Tendenzen innerhalb seiner Fachrichtung zu bestimmen. In einem zweiten Beitrag beschreibt Martin unter dem Titel „König Peter und die Philosophie in Büchners *Leonce und Lena*“ mit philologischem Scharfblick und auf der Grundlage intensiver Quellenstudien die komische und absolutismuskritische Wirkung der Anspielungen auf die philosophischen Systeme von Descartes bis Fichte in der Ankleideszene. Stefanie Arend schließt in ihrem Beitrag zur „Rhetorik und Rhetorikgeschichte in Büchners *Leone und Lena*“ aus dem permanenten Verfehlen rhetorischer Vorschriften durch die Figuren überzeugend auf folgende Intention des Dramas: „Es macht prägnant auf die Notwendigkeit aufmerksam, eine Kultur des Redens und Kommunizierens zu erneuern, [...] in der tatsächlich aufgrund von Überzeugungsprozessen positive Veränderung stattfinden kann.“ (S. 214). In seinem Artikel „Georg Büchner und die Romantik“ definiert Arnd Beise Büchner als „Vormärz-Romantiker“ (S. 229) und exemplifiziert dies an der Verwendung des Automaten-Motivs, der Tieck-Rezeption und der Verarbeitung verschiedener romantischer Quellentexte in *Leonce und Lena*. Matthias Luserke-Jacqui stellt „Büchners Lenz und Georg Herweghs Schiller“ nebeneinander, ohne dadurch ein vertieftes Verständnis einer der beiden literarischen Aneignungen zu erreichen. Erhellend beleuchtet dagegen Christian Neuhuber in seinem Beitrag „Zur Büchner-Rezeption in Robert Griepenkerls *Maximilian Robespierre*“ einen wichtigen Ausschnitt aus der Frührezeption des Revolutionsdramas, der durch die literarischen Adaptionen Rudolf Gottschalls und Griepenkerls, aber auch durch die Literaturkritik Julian Schmidts gekennzeichnet ist. Abschließend macht Dagmar vom Hoff in ihren Überlegungen zu „Karl Emil Franzos und Georg Büchners *Woyzeck*“ anhand beispielhafter Gegenüberstellungen von Handschrift und ediertem Text, des Vorwortes der Ausgabe und biographischer Anmerkungen zu Franzos dessen spezifische Form der Selbstinszenierung für die Editions-geschichte des *Woyzeck* fruchtbar. Der Sammelband wird abgerundet von Martins „Miszellen zu Büchners Quellen“, die in vielen Fällen jedoch weniger Quellen als vielmehr Motivparallelen nachweisen (was Martin aber auch selbst als Anspruch formuliert, S. 306) und der ausführlichen Dokumentation „Der erste Aufstand der Seidenweber in Lyon im Spiegel der republikanischen Presse von Straßburg“ von Morawe, der zwar aus seinen ausführlichen Quellenzitaten zu Recht schlussfolgert: „Büchner hat bis in die Einzelheiten genau gewusst, was sich in Lyon zugetragen hat [...]“ (S. 328), über das philologisch Nachweisbare hinaus jedoch erneut etwas sorglos ins Reich der reinen Spekulation voranschreitet: „Der Aufstand der

Seidenweber wird in den Texten von Büchner und den ihn betreffenden Verhöraussagen nicht erwähnt. Er ist aber gleichwohl das Paradigma, das für ihn [...] richtungsweisend gewesen ist [...]“ (S. 326). Durch die Vielfalt der Ansätze und das fast durchweg hohe Niveau derselben wird der Sammelband der im Klappentext formulierten Zielsetzung, „fundierte Kenntnisse der Büchner-Forschung mit innovativen Sichtweisen und bisher nicht behandelten Themen zusammenzuführen, um dadurch neue Forschungsperspektiven zu dem berühmten Autor und seiner Zeit zu eröffnen“, in jedem Fall mehr als gerecht.

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Martin Herzig: Geliebt – gehasst – gelyncht. Leben und Tod des Fürsten Felix von Lichnowsky. Berlin: Nora Verlag 2012.

Die Ermordung Felix Maria Vincenz Andreas Fürst von Lichnowskys durch aufgebrauchte Revolutionsanhänger war eine der wenigen Gewalthandlungen, die 1848 von revolutionärer Seite ausgingen, die sonst eher die Opferrolle einnahm. Diese fast zufällige Gewalttat, die sich am 18. September 1848 in Frankfurt im Kontext der Empörung über den Vertrag von Malmö zutrug und der neben Lichnowsky auch General von Auerswald zum Opfer fiel, diente der Reaktion zum Vorwand für hartes Durchgreifen und beschleunigte die Niederlage der revolutionären Bewegung. Sie verschaffte aber auch Lichnowsky, eine der schillerndsten Figuren der damaligen Rechten, eine große postume Berühmtheit.

Zu diesem Nachruhm trugen natürlich auch die Schriftsteller und Schriftstellerinnen bei, denen eine Figur wie Lichnowsky eine ideale Vorlage lieferte. Den Rechten diente er als Märtyrergestalt, den Progressiven als Figur, an der die Verkommenheit des deutschen Hochadels bestens illustriert werden konnte, so wie Georg Weerth in seinem satirischen Roman „Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ und Louise Aston in „Revolution und Contrerevolution“ es taten und damit an der Mythisierung Lichnowskys mitwirkten. Gerade in Astons Roman erscheint er als arroganter Aristokrat und Schuft mit Sexappeal, der freilich nicht so dünkelfhaft ist, dass er nicht mit der Gegenseite kommunizieren kann. Im Gegenteil, in Astons Roman läßt er sich, auch um der Sache der Reaktion zu dienen, durchaus auf Kontakte zur gegnerischen Partei ein. Sowohl Weerth als auch Aston bezahlten für ihr revolutionäres Engagement, aber vor allem auch für ihre